

Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Rauten.)

(H. Fortsetzung.)

Hier war eine Reihe Häuser dicht übereinander und nebeneinander gelagert. Während Werner die Behälter ansah und sich über ihre Anordnung Gedanken machte, war sein Begleiter verschwunden. Den Teufel auch! Wenn der Kerl den Behälter spürte! Aber schon war er wieder da, sah mit spöttischem Lächeln zu seinem Begleiter auf und ersuchte ihn, ihm zu folgen.

Nach bemerzte Werner erst, daß zwischen den Häusern und der Kellerwand ein schmaler Durchgang sich befand, und auf einmal stand er vor einer Tür, die durch das Häuselager geschützt verdeckt wurde. Sofort wurde ihm klar, daß die massive, eisenschwere Tür drehte sich in ihren Angeln. Ein paar Schritte, und es gab eine zweite Tür zu öffnen, die nach Pierre's Aussagen direkt ins Gewölbe führte.

Es wurden eine Menge Schlüssel probiert, keiner wollte passen... Schließlich suchten sie unter dem Häuselager und richtig, in einer kleinen Höhlung fand sich ein Bündel Schlüssel, die Pierre als die richtigen erkannte. Sie passten, und die schwere Tür drehte sich in ihren Angeln. Ein paar Schritte, und es gab eine zweite Tür zu öffnen, die nach Pierre's Aussagen direkt ins Gewölbe führte.

Bevor sie zur Öffnung schritten, bereiteten die beiden noch kurz, wie man sich mit den Soldaten verhalten sollte. Werner erklärte sich bereit, den Dolmetscher zu machen und die Gefangenen von ihrer Befreiung zu unterrichten, bedang sich aber aus, daß Pierre ohne Widerspruch seinen Anordnungen Folge leiste.

Als die Tür sich aufthat, prallte Werner zurück. Eine dichte, mit weichen Dünken gemischte Luft schlug ihm entgegen; es bedurfte großer Ueberwindung, den Fels zu unterdrücken, der ihn erfaßte. Was er aber sah, war noch schlimmer.

Auf dünnem, muffigem Strohsack lag ein halbes Duzend Soldaten, bleich und abgemagert. Ein Häubchen sah Werner, daß sie an Händen und Füßen gefesselt waren. Ein rother Faden des Verhängnisses, und die Ketten machten sich daran, die Stricke zu zerhacken.

Werner sprach einige Worte zu den Gefangenen, die deren Teilnahmslosigkeit in frohe Erregung veränderten. Ihr Verstand, sich aufzurichten, mißlang. Die durch die Fesseln eingeschnürten Glieder verlagten den Kopf. Erst allmählich gewannen die Leute so viel Kraft, sich zu erheben und einige Schritte zu machen. Noch eine kleine Pause, dann schleppten sie sich langsam, ihren Führern folgend die feuchten Stufen empor, auf denen sie wiederholt ausruhten. Endlich waren sie oben und sanken erschöpft auf die Stühle.

Während Pierre für Speisen und Getränke sorgte, gab sich Werner den Soldaten zu erkennen und ließ sich von ihnen über ihre Notlage berichten.

Es war eine traurige Schilderung von schmerz, grausamer Behandlung und elender Ernährung, die die armen Teufel aus ihrer ausgetrockneten Kehle abtrug, und mit tierischer Gier machten sie sich über die Speisen und den Wein her, die der freigebige Wirt ihnen aufstischte.

Werner's Vorkehrung sorgte dafür, daß sie des Guten nicht zu viel taten. Er gönnte den Leuten noch einige Zeit Ruhe, während er mit fliegendem Schritt einen gedrängten Rapport für den General niederschrieb, und ihn dem unter den Gefangenen sich befindenden Unteroffizier übergab mit der Weisung, sofort die Leute zur Wache zu führen und sich von dort mit dem General in Verbindung zu setzen. Er gab genau die Richtung des Weges an und schärfte tiefstes Stillschweigen ein.

Eine große Erleichterung überkam ihn, als er die Soldaten in Sicherheit wußte. Nun galt es, die Spuren des Befreiungsaktes zu verwischen. Er stieg mit Pierre in den Keller, schloß beide Türen ab und nahm die Schlüssel an sich, um einer Entdeckung des nächtlichen Unternehmens vorzubeugen. Daß Pierre schweigen würde, lag in dessen eigenem Interesse. Jetzt hielt Werner nichts mehr zurück, den willfährigen Wirt über seine eigene Person aufzuklären.

Der gute Pierre war wie aus den Wolken gefallen, und als ihm der Offizier völlige Straflosigkeit zusicherte, tannete seine Ergebenheit keine Grenzen. Also so waren die Leute, die seine Landsleute als roh und dumm verschrien hatten! Ein einziger von ihnen bot einer ganzen Bande Trub und brachte das Unerhörte fertig, in aller Stille den durchgehenden Rädern ihre sichere Weite zu entfernen. Nun gab es für ihn keine Wahl mehr: Aus dem dienstwilligen Genossen der Verschwoerer wurde ein gefügiger Diener der Feinde. Werner hielt es nach den aufregenden Ereignissen der Nacht für geboten, noch einige Stunden

der Ruhe zu pflegen. Pierre überließ ihm bereitwillig sein Gewölbe.

Erst spät in der Nacht waren in der Kommandantur die Lichter erloschen, nur das Erdgeschloß, in dem die Wache sich befand, war erleuchtet. Die Schildwache schritt ihre vorgeschriebene Strecke ab. Die Soldaten, die nicht auf Posten standen, lagen träge auf ihren Bänken. Der Wachtkommandant, ein Sergeant, blätterte in einem alten Schmöker, den er in einem Winkel aufgestübert hatte.

Ein Aufruf des Postens scheuchte ihn auf. Er vernahm ein Durcheinander von Stimmen, rüttelte die Schläfer auf und stürzte aus dem Zimmer. Herrgott! Diese Ueberfallung! Die verloren geglaubten Kameraden — war es möglich? Ein Taumel der Freude überkam alle. Der Wachtgebende war sich der Wichtigkeit des Augenblicks bewußt und schritt stolz die Abtheilung ab. Dann aber gewann seine muntere Laune die Ueberhand. Nun mal 'rin in die gute Stube! Nie war ein Kommandant so freundlich aufgenommen worden, und voll freudiger Bewegung drängte sich die Gesellschaft in das Wachtlokal. War das ein Bestaunen und Bewundern! Dann ein Schimpfen und Fluchen auf die verruchten Banditen, bis der Ausruf eines Wachtvolkaten: „Na, friße, aber riechen tußt du nicht sehr schön!“ alle in dröhnende Heiterkeit ausbrechen ließ.

„Aber jetzt man stille, Kinder!“ mahnte der Sergeant. „Sonst merken die Kerle was. Und ihr Schmutzflinten, wascht euch mal den Gefängnisdreck vom Leibe und dann hinein in saubere Montur, damit ich euch dem General vorstellen kann.“ Und so geschah's. Als die Befreiten vor dem Gestrengen erschienen, sahen sie schon viel besser aus, und doch fürchtete sich das Antlitz des Generals bedenklich, als er Hunger und Leiden aus den bleichen, abgemagerten Gesichtern las. Jetzt galt es entscheidende Schritte. Die Offiziere wurden sofort berufen, und als sie wieder im Konferenzzimmer versammelt waren, hörten sie mit grenzenloser Ueberaschung die Kunde von den nächtlichen Vorfällen.

Während in den Straßen von Epernay das gewohnte Straßenleben sich entwickelte, lebte und frohe als sonst, da der Verkehr nicht mehr durch strenge Maßregeln eingeeignet war, während die Verschwoerer sieberhaft und erregt dem Abend entgegenbarren, der ihre bisherige Erlöse krönen sollte, bereitete sich am grünen Tisch ein Werk vor, das verhängnisvoll für die Verbrechergesellschaft werden sollte.

In der Schenke des „Schwarzen Raminens“ ging es am Abend des gleichen Tages hoch her. Mit Einbruch der Dämmerung bekam die Wirtschaft ungewöhnlich starken Besuch, der nach und nach weiteren Zugang erhielt, bis beide Schenken dicht gefüllt waren. Ein wider Tobakqualm quoll zur Decke, und wirrer Redeschwall füllte die Räume.

An einem Tischchen unweit des Eingangs ging es etwas stiller zu. Hier saßen drei Männer, die sich durch ihr selbstbewußtes Auftreten von den andern unterschieden, die Köpfe geheimnisvoll zusammen und tuschelten miteinander.

„Seid Ihr des Teufels, Nicolas,“ murmelte ein vierstelliger Mensch. „Ihr wollt Ausnahmen machen? Ich soge Euch, hin müssen die Hunde sein, alle, alle!“

„Das kann uns böß ausschlagen. Glaubt Ihr denn, die seien nicht auf der Hut?“

„Nicolas, Ihr seid eine Memme! Ein Franzose nimmt es mit drei Deutschen auf, das merkt Euch!“

„Woju der Streit?“ warf der Dritte beschuldigend ein. „Von uns wird jeder seine Schuldigkeit tun. Aber den Kapitän muß ich lebend in meine Hand bekommen! Mit dem habe ich eine alte Rechnung zu begleichen.“

„Schade drum,“ brummte Jules, „ich hätte nicht viel Federlesens gemacht. Aber, wie Sie wollen, Herr Baron.“

„Was ist's aber mit den Gefangenen? Was fangen wir mit denen an?“

„Die lassen wir ruhig unten liegen. Bei der Atmosphäre wird ihnen bald die Nase ausgehen.“

„Ihr wollt sie elend verhungern lassen?“ rief Nicolas.

„Warum nicht? Vielleicht kriegen sie noch Gesellschaft, wenn unser Schiag glückt. Dann können sie sich nicht über Langerweile beklagen.“

„In schlechten Wägen ist jetzt keine Zeit, merkt dir das, Nicolas! Auf mal Bonnet her!“

Langsam, schleppenden Ganges kam dieser der Aufforderung nach. Der Baron schlug einen leutseligen Ton an.

„Nun, Bonnet, ist alles gut besorgt? Wohin habt Ihr den Hauptling bestellt?“

„Hierher, in die Schenke.“

„Seid Ihr des Teufels?“ fuhr der Baron auf.

„Ich meine,“ erwiderte der andere trocken, „hier ist er gut aufgehoben.“

„Und ob!“ grüßte Jules und hob seine Häufle.

„Und Ihr glaubt, daß er kommt?“ fragte der Baron.

„So sicher, wie ich hier stehe!“

„Dann ist er geliefert!“ murmelte der Baron mit unheilvollem Blick.

„Auf welche Stunde habt Ihr ihn bestellt?“

„Auf acht Uhr.“

„Caprißi, dann müssen wir bald verschwinden. Wir haben nur noch zwanzig Minuten Zeit. Nicolas, teile den Versammelten mit, sie sollen sich in den Keller begeben. Nur ein paar Leute sollen oben bleiben und harmlos weiter gehen. Sie sind unsere Sicherheitswache und müssen, wenn Gefahr droht, uns sofort warnen. Und jetzt, Freunde, noch einmal Ruhe und Vorsicht. Wenn ihr meinen Anweisungen folgt, muß alles gut gehen.“

Das Stimmengewirr in der Schenke ebte nach und nach ab. Die Becher verließen die Schenken bis auf ein gleichgültiges Quasquet, robuste Gefellen, mit frechem Blick und rauher Sprache.

In dem untersten Keller hatten sich die Verschwoerer um den Baron Verbignac versammelt, der mit theatralischer Geste und dem ganzen Aufwand seines volltönenden Organs sich an seine Leute wandte:

„Freunde, Genossen, Rächer des Vaterlandes! Die Stunde der Vergeltung schlägt für die Schmach und das Glend, das die fremden Eindringlinge über unser schönes, geliebtes Frankreich brachten. Das Blutbad, das beutegierige Reiterjorden unter unsern Brüdern in Arcene angerichtet haben, wird doppelt und dreifach gerochen werden. Die beiden Anführer sind in wenigen Minuten in unsern Händen, wir werden hier Gericht über sie halten, aber die Hauptsache, das schwierige Werk steht uns noch bevor. Wir wollen, hört ihr, Franzosen, den höchsten Offizier der Preussien, den General, der erst aus Reims gekommen ist, uns zu fangen, mit unsern Händen herausholen aus der Mitte seiner Soldaten. Dann werden sie zittern, unsre Feinde, und bekennen, daß gegen unsern Geheimbund ihre Macht verfliehet. In unsern Gewölben haben noch genug Gefangene Platz. Wenn ihr euren Schwur treu bleibt, wenn ihr euch als echte Franzosen bewährt, dann werden wir unsern Unterdrückten eine Stunde bereiten, die sie mit Schreien erfüllen soll. Alles für Frankreich, alles für die Rache!“

Dröhnender Beifall, jubelnde Rufe folgten den Worten. Die Menge war begeistert, fanatisiert. Raoul konnte seine Leute. Während die Versammelten sich in einzelne Gruppen sondereten und mit glühenden Augen und wilden Reden sich immer mehr erhiteten, beschied der Baron die Unterführer zu sich und betraute sie mit ihren Aufgaben. Sobald die beiden Offiziere, lebendig oder tot, in den Händen der „Rächer“ seien, sollte der Hauptschlag geführt werden.

Es wurde verabredet, Jules solle an die Schildwache vor dem Kommandanturgebäude herantreten, unter dem Vorwande, die Hilfe des Wachtkommandanten in Anspruch nehmen zu müssen. Seiner Wärtin werde es ein kleines sein, über den Posten herzufallen und ihm die Kette zuzubrüden. Die andere, die ihm unbekannt folgt, sollen sich blitzschnell der Gewehre bemächtigen, ins Wachtlokal bringen und die Mannschaft unschädlich machen. Das übrige, die Festnahme des Generals, werde seine großen Schwierigkeiten mehr maagen. Je ruhiger und rascher der Ueberfall vor sich gehe, desto unheimlicher werde er wirken.

Die Männer waren Feuer und Flamme für den Plan, dessen Gelingen sie in den Augen Frankreichs zu Helben humpeln mußte. Sie schworen hoch und teuer blinden Gehorsam und als der Baron in leutseliger Weise ihnen die Hände drückte, war die Gesellschaft voll Begeisterung über ihren Führer, voll Triumph über das zweifelhafte Gelingen des Anschlags.

Nicolas näherte sich seinem Herrn und machte ihn auf die vorgerückte Zeit aufmerksam.

„Achtung Donner! Du hast recht, es sind zehn Minuten über acht Uhr. Wo steht denn Bonnet?“ Dabei ließ der Baron seine Augen suchend umherlaufen.

„Ich habe ihn selbst noch oben geschickt, um uns den Preussien zuzuführen,“ bemerkte Nicolas mit häßlichem Lachen. „Der kann sich auf einen schönen Empfang gefaßt machen! Ich glaube, sie kommen.“

Man hörte Stimmen und Tritte auf der Treppe. Jetzt plötzlich ein

schiller Schrei: „Laßt mich los, ich muß zu ihm, muß ihn retten!“

Raoul judte unter dem Schrei zusammen. Diese Stimme! Eine rasende Wut überkam ihn. Sollte dieses verrückte Geschöpf im letzten Augenblick seine Pläne ändern? Drohend streckte er seinen Arm aus und rief: „Nah! Niemand herein ohne Parole!“

Sein Befehl kam zu spät. In wilden Sprüngen flog ein Knabe auf ihn zu, umklammerte ihn mit der Macht der Verzweiflung und schrie in leidenschaftlicher Ekstase: „Jetzt sollst du mich nicht mehr vertreiben, ich sterbe mit dir!“

Der Baron suchte vergeblich, sich den ihn umklammernden Armen zu entziehen. Außer sich vor Jorn zischte er: „Was soll diese dumme Komodie? Fort mit dir über...“

Er konnte nicht vollenden, der Knabe preßte seine Lippen in verzehrender Blut auf seinen Mund und stammelte: „Nur noch wenige Augenblicke gedulden uns, Raoul. Hörs! du die Boten des Todes?“

„Befreit mich von der Wahnsinnigen!“ herrschte der Baron seinen Leuten zu. Als diese seinem Befehl folgen wollten, rief der Knabe in herzerregenden Tönen: „Zurück, seht mich an! Sorgt für euch selbst! Die Preussien sind auch auf dem Rucken!“

Wildes Geschrei erhob sich, Messer und Revolver blühten in der Luft, ein Teil der Männer stürzte vorwärts zur Kellertreppe, die anderen blühten ratlos nach ihrem Führer, der verzweifelte Anstrengungen machte, den Knaben abzufchütteln.

Da, wie ein Donnerschlag fuhr mitten in den Tumult und die Verwirrung die durchdringende Stimme eines Befehlsgewohnten: „Die Waffen nieder! Keiner rühre sich von der Stelle!“

Auf der Treppe stand wie aus Erz gegossen die hohe Gestalt eines Offiziers, den Säbel gegen die Verschwoerer ausgestreckt, hinter ihm Soldaten, das Gewehr im Anschlag.

Totenstille... Dann wirres Geschrei und furchtbare Panik... Selbst der Baron, ganz im Banne des furchtbaren Augenblicks, hatte seinen Gleichmut verloren. Nur Jules ließ sich nicht verwirren. Seine mächtigen Hände preßten die Arme des Knaben zusammen, daß sie kraftlos niederfielen.

„Vorwärts, Herr Baron, mit nach!“ Und mit brutaler Kraft böhnte er sich einen Weg durch die schredenerfüllten Genossen.

Raoul stürzte ihm nach und als der Knabe mit einem Blick voll rührender Liebe sich an ihm hängen wollte, stieß er ihn roh zurück, daß der Arme mit dem Kopfe hart auf den Stein aufschlug.

Was kümmerte den edlen Herzen das junge Blut, das sein Leben für seine Rettung gewagt — mag es zugrunde gehen, wenn nur er selbst davonkommt! Das Leben, das so viel schuldig ist, will er nicht opfern um einer Laune willen!

Mit der Kraft der Verzweiflung gelang es ihm, seinen sich bahnbrechenden Genossen zu erreichen, der ihn mit sich reißt. Nur noch einige Schritte, dann kommt der rettende Gang, dann sind sie in Sicherheit.

Nun tracht aber Schutz auf Schutz auf die Fliehenden. Jules sucht zusammen. Der Baron fühlt es an dem Leben der ihn leitenden Hand.

„Seid Ihr verwundet?“

„Hat nichts zu sagen, nur vorwärts, vorwärts!“

Mit einigen Sägen sind sie um die Ecke und zunächst sicher vor dem tödlichen Blei.

Der Offizier hatte die Fliehenden wohl erkannt. Jetzt hümmte er selbst, während der Keller sich mit Benachteiligten füllte und die Verschwoerer nach kurzer Gegenwehr unschädlich gemacht wurden, mit einigen Soldaten den Flüchtlingen nach. Aber Jules war so vorsichtig gewesen, die den unterirdischen Gang beleuchtenden Lichter zu verlöschen, so daß die Verfolger erst die mit Fadeln und Laternen versehenen Mannschaften abwarten mußten.

Darüber verging zu viel Zeit, so daß an ein Einholen der Flüchtlinge nicht mehr zu denken war. Es mußten ja Eberstein und seinen Leuten in die Hände fallen.

Waren das nicht Schüsse, diese dumpfen Schläge? Was sonst? Gewissen hoch und teuer blinden Gehorsam und als der Baron in leutseliger Weise ihnen die Hände drückte, war die Gesellschaft voll Begeisterung über ihren Führer, voll Triumph über das zweifelhafte Gelingen des Anschlags.

Haars und zwischen den dunklen Stellen purpurne Tropfen aus der verletzten Schläfe sickerten. Der brutale Stoß hatte das Mädchen an eine Mauerlunte geschleudert und das blühende Leben vernichtet.

Und er, der Erbärmliche, der dieses hingeworfene Wesen wie ein verbrauchtes Spielzeug weggeworfen — er sollte seiner Strafe entgehen? Und wenn er entkäme, wohin sollte er sich wenden? Warum nicht nach Schloß Frenois? Was es dem Frevler, der sein Spiel verloren, nicht zu guttraun, daß er Cécile in seinen Sturz mitzog? Von einem so verzweifelten Menschen war das Schlimmste zu erwarten!...

Diese Gedanken schossen Werner wie ein Blitz durch den Kopf. Nur rasches, entschlossenes Handeln konnte helfen. Er ließ die Leiche Margots in einem Zimmer der Schenke unterbringen und eilte dann, so rasch es ging, zu Eberstein und seiner Abtheilung.

Wohl hatte diese den Ausgang des Kellers besetzt, scharfe Wache haltend. Aber ihr Führer hatte so wenig wie sie selbst mit der Verschlagenheit und Tollkühnheit Jules' gerechnet. Als dieser den Weg zur Rettung versperrt sah, sah er, auf seine Riesentrast vertrauend, einen verzweifelten Entschluß. Von der im Gewölbe herrschenden Dunkelheit gebet, gelang es ihm, sich unbedeckt an die Soldaten heranzuschleichen.

Dicht vor ihnen ließ er plötzlich das Licht seiner Blendlaterne spielen, stürzte sich mit gesenktem Kopfe wie ein toller Stier auf die vom dem Schein geblendeten Wachen und durchbrach ihre Reihen. In rasender Flucht enteilte er seinen Verfolgern, die ein Schnellfeuer hinter ihm herstanden. Obwohl er mehrfach getroffen war, hielt ihn die wilde Gier nach Rache aufrecht und trieb ihn unaußersam vorwärts. Rauchend vor Aufregung, blutiger wie ein Tiger, stürzte er in Madelons Wohnung.

Das Weib hatte die Schüsse gehört und wußte, was sie zu bedeuten hatten, und als jetzt ihr Schwager mit wutverzerrten Zügen auf sie eindrang, wußte sie auch, daß ihre letzte Stunde gekommen sei.

„Glenbes Geschöpf!“ schrie er sie an. „Du hast uns verraten. Fahr zur Hölle!“

Rußig, ergebnisvoll empfing Madelon den Todesstoß. Es war die letzte Tat des rachsüchtigen Wesens. Mit fünf Kugeln im Leib brach er zusammen. Blutiger Schaum trat ihm aus dem Munde. Noch einmal judte das Leben in dem mächtigen Körper empor, als er die Geopferter in den Armen des verhassten Offiziers erblickte, der atemlos und schlimmer Anhang voll dem Fliehenden gefolgt war — zu spät, um das geliebte Wesen zu retten.

Graf Eberstein hatte Madelon an seine Brust gebettet und sah ihr voll gärtlichen Wehs in das ihm umflornde Auge. Er beugte sich auf den süßen Mund, ihn zu küssen. „Ich wüßte es wohl!“ küßten ihre Lippen. Noch einmal traf ihn ihr Blick, eine Welt von Liebe lag darin, dann schloffen sich die Lider vor den Schauern des Todes.

Erschüttert stand der junge Mann vor der Leiche. Der blutige Ernst des Krieges hatte zu keiner Zeit eine Fropnatur zu beugen vermocht, aber hier, vor der erschütternden Tragik menschlichen Lebens verließ ihn sein Gleichmut. Zum ersten Male fühlte er die geheimen Schauer jener unflüchbaren Nacht, der jeder Sterbliche verfallen ist, gegen die es keine Gegenwehr gibt, die alle Leidenschaften verburnnen macht, die Liebe und Hoff zu ewigen Schweigen bringt. Und der lebensfrohe Jüngling reichte in dieser schweren Stunde kein zum ersten Mann, der sich bewußt wurde, daß es noch etwas Höheres gibt als flottes Reiterleben und galanten Kavalleriedienst...

Werner war nicht weniger ergriffen, als er den lieben Kameraden und Freund schmerzgebrochen vor der toten Madelon fand. Es wurde ihm nicht leicht, ihn aus seiner Benommenheit aufzurütteln.

„Komm, Hugo, wir können das liebe Wesen nicht hier liegen lassen in Gesellschaft jenes Unholts. Hoff zu, es ist der letzte Liebesdienst, den wir ihr erweisen.“

Der Juchspruch wirkte. Sie trugen den Körper des jungen Weibes in das Schlafzimmer und beteteten ihn sorgsam auf das weiche Lager. Ein letzter Blick auf das stille, friedliche, von einem sanften Lächeln verklärte Gesicht und die Freunde schieden von der Stätte, die den erschütternden Schlusssatz des blutigen Dramas gebracht hatte.

In beschleunigtem Schritt nahmen sie ihren Weg zur Kommandantur, um dort über das Vorgefallene Bericht zu erstatten. Unterwegs wirkte Graf Eberstein den Freund in die Einzelheiten der aufregenden Vorgänge ein, die sich in den letzten Minuten abspielten.

Als beide bewegt und ernst in der Kommandantur eintrafen, bildeten sie einen schroffen Gegensatz zu der froh erregten Offiziersrunde. Der General, in besser Laune, wartete den respektvollen Gruß Berners und Ebersteins kaum ab; mit ausgestreckter Hand

kam er den beiden entgegen und bewillkommnete sie herzlich. Werner mußte ausführlich das Vorgefallene schildern, die Befreiung der gefangenen Soldaten und die Ueberrettung der Verschwoerer, und verkehrte nicht den Anteil hervorzuheben, den sein Kamerad an dem Erfolg hatte.

„Meine Herren,“ wandte sich der General an die beiden, „es freut mich, Ihnen für die gefaßte vorbereitete und tüchtige Tat meine Anerkennung und Ihnen zugleich Ihre beiderseitige Beförderung, die auch die des Fähnrichs von Konegg in sich schließt, mitteilen zu können. Soeben ist die Genehmigung meines Vorschlags aus dem Hauptquartier eingetroffen. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß wir alle unseren wackeren Kameraden diese Auszeichnung von Herzen gönnen. Nur eines trübt unsere Freude, daß wir solche tüchtige Offiziere aus unserer Gattung verlieren sollen. Eine gleichzeitige Orde befugt, daß die Werner'sche Erbstadion alsbald zur Front abkommandieren wird, wo man intelligente und tatkräftige Offiziere gut brauchen könne. Den Zuteilungsbefehl werde ich Ihnen, Herr Rittmeister Werner, befehlen. Ich danke, meine Herren!“

Während die Offiziere wegtraten, erbot sich Werner dem General die Erlaubnis, nach Schloß Frenois zu reiten, und zehn Minuten darauf sah man ihn schon in flotten Galopp auf der Landstraße dahinsprengen.

Nach Abzug des Freischarenhauptlings und seiner unruhigen Genossen war auf dem Gutshof wieder ländliche Stille eingetreten. Die größten Geschwister, so sehr sie sich freuten, die gefährlichen Gäste los zu sein, machten sich nicht geringe Sorgen; Cécile bangte um das Leben des Geliebten, Maurice fürchtete Schlimmes für seinen Vetter. Die Komtesse verzehrte sich in Zweifel über das Schicksal Berners. Vergebens hatte sie nach dem Bauern, der ihr Interesse erregt, geforscht — niemand wußte etwas von ihm. Sein plötzliches Verschwinden erhöhte ihre Besorgnis. Sie hatte dem Mann ihr Vertrauen geschenkt und nun verließ er sie in einer Stunde, wo sie einer zuverlässigen Hilfe, eines treuen Boten bedurfte. Sie hatte beabsichtigt, ihn nach Epernay zu schicken; sie mußte wissen, warum er nicht den Weg zu ihr fand.

In diesem Zustand peinigender Sorgen und Zweifel traf sie ihr Bruder, der erregt ins Zimmer trat und ihr ein Papier überreichte: „Ein Schreiben von Raoul!“

Die Gräfin überflog die Zeilen, die stüchtig hingeworfen, das Bekenntnis des Zusammenbruchs des „Rächerbundes“ enthielten:

„Das Spiel ist verloren. Ich räume das Feld, um in der Arme für Frankreich zu kämpfen. Es ist mir schwer geworden, der Gewalt zu weichen, noch schwerer der Verzicht auf die Rache. Cécile sollte von meiner Hand fallen, ob sie das Weib eines Franzosen wurde. Du wirst Dich mit Abscheu von mir wenden, Maurice, ich will aber keine Mörderin sein, die zerrütztet Büßender spielen. Nicht eine Anordnung von Schwärzherzigkeit regnet bei Deine Schwester geteilt, einzig und allein der tote René, dessen Bild mich unablässig verfolgt. Und weißt Du, wer René war? Ein Mädchen, ein helbes, süßes Mädchen, die Tochter eines meines Wächter, die schon als Kind meine Sympathie weckte und die ich im Sacre coeur erzieht ließ. Sie lobnte mir dies mit grenzenloser Hingebung und Treue und — ich habe sie geopfert, um mein eigenes Leben zu retten! Jetzt weiß ich erst, was ich verlor. Nie im Leben habe ich Reue gefühlt über meine Handlungen, Genossenschaft konnte ich nicht, aber jetzt regt sich doch in meiner Brust ein seltsames Bösen, ein ungestümes Mähnen, das mir keine Ruhe läßt. Ich scheidet mit dem Gefühl zähenstschender Dürre gegen die Tüden des Geschicks und unausfchäligen Hoffes gegen den, der mit Céciles Herz geftohten.“

Raoul.“

Die Geschwister bildeten einander an und atmeten erleichtert auf. Es war Maurice ein Bedürfnis zu verstehen, daß er seinen Vetter, der es verstanden, seinen niedrigen Charakter hinter einem hochfahrenden, herrischen Wesen zu verbergen, gründlich verkannt habe.

„Glaubst du denn, Cécile, ich wäre kein Fürsprecher geworden, wenn ich nicht in ihm das Muster eines Kavalliers und Patrioten erblickt hätte? Du freilich hast mit dem seinen Zinkt des Weibes die Ueden der Erkenntnis, die dir von ihm drohte, und deiner Seelenruhe, deiner Unnahbarkeit ist es zu danken, daß der Unwürdige nicht deine reine Hand erbitt.“

„Ich hatte, lieber Bruder,“ bemerkte die Komtesse mit strahlendem Blick, „noch einige anderen Bundesgenossen — die Liebe. Durch sie war ich gegen alle Freierkünde Raouls gefeit. Mit diesem Gefühl im Herzen kommt ich allem trotzen; selbst der Tod hätte sein Schredliches für mich verloren, wenn er mich nur vor dem entsetzlichen Los bewahrte, Raouls Gattin zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)